

DER WEG NACH MEKKA: MOHAMMAD ASAD

Von Karl Günter Simon
Fotos Hermann Dornhege

FAZ Magazin 18. NOV. 1988

Das weiße Dorf klebt an den Hängen über jener sonnigen Küste, von der die Spanier inzwischen sagen: Gibraltar werden wir vielleicht wiederkriegen, die Costa del Sol nimmermehr. Das weiße Dorf – alte Kirche, Wallfahrtsgrötte, malerische Plaza de Toros – ist inzwischen ein Thema der Anthropologen-Soziologen; drei Bücher haben sich dem Dorf gewidmet. Vor zwanzig Jahren lebten hier achttausend Einheimische, zwei Drittel in ihren Fincas auf dem Feld; das Leben war mühsam, die Dörfner, die Großgrundbesitzer ausgenommen, waren bitterarm.

„In diesem Jahr, 1988“, sagt die nette Dänin im Ausländerbüro des Ayuntamiento, „haben wir sechzehntausend Spanier und zweiunddreißigtausend turistas residentes, Häuschenbesitzer aus zweiundfünfzig Nationen.“ Das Gemüse ist teuer, die Äcker sind schmucke Villengärten, die Bauern haben sich in Maurer und Kellner verwandelt, zahllose Kneipen servieren fried chicken oder fish and chips. Die Esel befördern Touristen, und flotte Mopeds heulen durch die Nacht. Das Dorf – vor zwanzig Jahren per Auto kaum zu erreichen – gilt heute als eine der reichsten spanischen Kommunen; das neue Rathaus hat drei Millionen Mark gekostet.

Eines von ein paar tausend neuen Häusern heißt Dar andalus. Dar ist arabisch, das Wort für „Haus“; andalus hat, obwohl es arabisch-spanisch aussieht, eine germanische Wurzel: Die Vandalen waren die ersten Germanen, die hier die Sonne suchten.

Ein afghanischer Hirtenhund steht wie ein Denkmal über der Gartenmauer; eine Frau öffnet das Tor: Sie sei Nordamerikanerin, sagt sie dem neugierigen Taxifahrer, der sich zum erstenmal hierher verirrt, „und mein Mann ist Österreicher – Pakistani“, das sei alles ziemlich kompliziert. Welche Sprache beliebt? „Englisch“, sagt der Mann an der Haustür, „aber auch Arabisch oder Deutsch.“ Und wenig später: „Wen kennen Sie noch von der

Frankfurter Zeitung? Benno Reifenberg, Paul Medina oder den Doktor Heinrich Simon?“ Persönlich kenne ich keinen, nicht mal den Simon. In Berlin? „Bert Brecht traf ich im Café des Westens, oder war es das Romanische Café? Marlene Dietrich, Murnau. Erinnern Sie sich an Colin Ross?“ Nur den Namen. „Wir waren die beiden Reise-reporter, Colin Ross und ich – ich, na ja, Leopold Weiß.“ Leopold Weiß ist vergessen. Muhammad Asad ist berühmt, jedenfalls in der Welt des Islam. Dieses Jahr wird er achtundachtzig.

„Um die Wiedergeburt des Islam zu erreichen, müssen wir nicht nach neuen Leitbildern suchen, die von außen kommen. Wir müssen nur die alten Prinzipien wiederbeleben, die wir vergessen haben. Fremde Kulturen mögen uns neue Impulse geben, aber die perfekte Werkstatt des Islam können wir nicht durch irgend etwas Nicht-Islamisches ersetzen, ganz gleich, ob es vom Westen oder Osten stammt. Der Islam, diese geistige und soziale Institution, kann nicht verbessert werden. Was wie ein Verfall des Islam aussieht, ist in Wahrheit nur der Tod und die Leere in unseren Herzen.“ – Eine Streitschrift der Muslim-Brüder? Ein Manifest der Fundamentalisten, wer immer die auch sind? O nein. Diese modernen Sätze stehen in einem alten Bändchen aus dem Jahr 1933: „Islam at the crossroads“ war das erste Buch des Muhammad Asad. Nicht ganz das erste des Autors: Leopold Weiß hatte, als Vierundzwanzigjähriger, „Unromantisches Morgenland“ geschrieben, Reportagen im Verlag der Frankfurter Zeitung. Beim zweiten Buch hat die Feder gestreikt. Er wollte fort von Frankfurt, heim ins Morgenland. „Weit weg, fast wie ein Traum“, so heißt es in der Erinnerung des Zweiunddreißigjährigen, „liegt meine abendländische Vergangenheit zurück – nicht unwirklich genug, um vergessen zu werden, und nicht mehr wirklich genug, um Teil meiner Gegenwart zu sein. Sooft ich mich einige Monate in einer Stadt aufhalte, wächst eine Unruhe in mir

auf, ein Verlangen nach Tat und Bewegung, nach der trockenen, frischen Wüstenluft, nach dem Geruch der Kamele und ihrem wiegenden Schritt . . .“

Heinrich Simon – der Enkel des Leopold Sonnemann, der die Frankfurter Zeitung gegründet hatte – hat seinen Starautor gefeiert. Aus Leopold Weiß wurde Muhammad Asad, aus dem Reporter ein Gelehrter des Islam.

Die ersten, die mir von Muhammad Asad erzählten, waren Araber, Muslime. Ich las seine Studie „The Principles of State and Government in Islam“, ein schmales Bändchen, das heute in einer Epoche, da die Muslime auch in der Politik nach ihren alten Wurzeln suchen, immer mehr an Gewicht gewinnt. Und Araber legten mir „The Road to Mecca“ ans Herz, den Lebensbericht, der im Jahr 1932 endet: Muhammad Asad entschloß sich, zweiunddreißigjährig, Arabien zu verlassen und gen Osten zu reisen, nach Indien. Von da an ließ sich seine Biographie nur noch in Bruchstücken rekonstruieren: Pakistan, New York, was dann? Deutsche Muslime berichteten mir, sie hätten den alten Muhammad Asad in Mekka gesehen, als Pilger; er lebe in Tanger. Schließlich half uns ein deutscher Botschafter, der selbst ein Muslim ist, auf die richtige Spur.

Das weiße Dorf. Dar al-andalus. Er gebe keine Interviews mehr, sagt Frau Pola Hamida, aber der Name „Frankfurter“ habe ihn wohl sentimental gemacht.

Wir sitzen beim Abendessen. Lachs aus dem Supermarkt in Marbella, frisches schwarzes deutsches Brot. „Das beste Brot“, sagt der alte Herr, „das hat ein Bäcker in Lwów gebacken, ich habe den Geschmack noch auf der Zunge.“ Lwów? „Na ja, Lemberg, das war damals Österreich. Wissen Sie, Lemberg kommt von ‚Löwe‘ – und als ich 1926 in Berlin zum Islam konvertierte, sagte der indische Imam zu mir: Sie heißen Leopold, und Leo heißt Löwe – also nehmen wir den arabischen Namen für ‚Löwe‘: Asad.“

Lwów, Lemberg, im Jahr 1900 – „eine lange Straße von etwas verstaubter Eleganz, von Kastanienbäumen umsäumt und mit Holzklotzchen gepflastert, die den Hufschlag der Pferde dämpften und jede Tagesstunde in einen lässigen Nachmittag verwandelten. Ich liebte diese liebliche Straße weitaus bewußter, als es meinem kindlichen Alter zukam, und nicht nur etwa, weil es meine heimatliche Straße war: Ich liebte sie, glaube ich, um der stättlichen Selbstbeherrschung willen, mit der sie aus dem heiteren

Mittelpunkt jener heitersten aller Städte mählich zum Stadtrand floß und dann in die Stille der Waldungen und zu dem großen Friedhof, der sich inmitten der Waldungen barg. Schöne Wagen huschten zuweilen auf Gummirädern vorüber, von dem lebhaften, rhythmischen Trap-Trap der Pferdehufe begleitet; im Winter jedoch, wenn die Straße fußhoch mit Schnee bedeckt war, flogen Schlitten über sie hin, und Dampfwolken stoben aus den Nüstern der Pferde, und ihre Schellen klingelten in der frostigen Luft. . . .“

„Finden Sie auch“, sagt Frau Pola Hamida beim Abendbrot, „daß man heute schlechteres Deutsch in den Zeitungen schreibt als damals?“ „Na ja, da hat sich nach dem Krieg – vermutlich unter dem Einfluß der Amerikaner – so ein Magazin-Stil entwickelt, und werden erst einmal ein paar Jahre schreibt, der kommt nicht mehr heraus. „Nein, nein“, sagt der alte Herr Weiß-Asad, „nicht ‚Stern‘ oder ‚Spiegel‘, auch in den Zeitungen. Die ‚Frankfurter Zeitung‘ von damals. . . .“

Deutsch hat er vom Vater gelernt, Polnisch von der Mutter. Der Vater, wohlsituerter Anwalt, wurde in der Bukowina geboren als Sohn des Rabbi von Czernowitz; die Mutter war Kind eines reichen Bankiers in Lwów. Der dreizehnjährige Leopold las Sienkiewicz polnisch, auf deutsch Karl May, Nietzsche und Rilke – Thora und Talmud hebräisch und aramäisch.

„Theologische und philosophische Gedankengänge berührten mich damals noch nicht ernstlich; das, wonach es mich in meinem Innersten verlangte, unterschied sich nicht wesentlich von den Begehrenissen und Erwartungen anderer Knaben meines Alters: Tat und Bewegung und Abenteuer. . . . Die ersten Jahrzehnte des europäischen zwanzigsten Jahrhunderts standen im Zeichen einer seelischen Leere. Die meisten der sittlichen Wertbegriffe, die viele Jahrhunderte lang als unverbrüchlich gegolten hatten, waren unter dem furchtbaren Stoß des Weltkriegs zersplittert und formlos geworden, und keine neuen Wertbegriffe waren zur Hand, die verlorenen zu ersetzen. Alles Sein schien zerbrechlich; ein Gefühl innerer Unsicherheit schwebte über den Menschen – eine Vorahnung gesellschaftlicher und geistiger Umwälzungen, die fast jeden dran zweifeln ließ, ob der Menschen Tun und Denken jemals wieder die alte Festigkeit und Dauer erlangen würde. Alles schien in einer gestaltlosen Flut dahinzufließen, und die seelische Unruhe der Jugend vermochte nirgends Halt zu finden.“

Merkwürdig Bekanntes. Auch die, die eine Generation später ge-

boren wurden, haben ähnliches erlebt und empfunden: nach dem Ende des zweiten Krieges in diesem Jahrhundert.

Rettet man sich in die Tat? Ins Abenteuer? Er schmuggelte sich, als großgewachsener Vierzehnjähriger, in die österreichische Armee, aber der Vater holte ihn zurück. Als er das Wehrdienstalter erreichte, war der Krieg schon fast vorbei. Universität in Wien, Hunger in Prag, erste kleine Erfolge in Berlin. Regieassistent bei Murnau, Telefonist und endlich, bei einer Nachrichtenagentur, Reporter. „Und eines Tages, im Frühjahr 1922, erhielt ich einen Brief von meinem Onkel Dorian.“ Onkel Dorian, Freud-Schüler aus Wien, leitete damals eine Irrenanstalt in Jerusalem. „Da er dem Zionismus fernstand, andererseits auch für die Araber nicht viel übrig hatte und dazu noch Junggeselle war, fühlte er sich vereinsamt inmitten einer Welt, die ihm nicht mehr zu bieten hatte als Arbeit und Einkommen, und in dieser Einsamkeit gedachte er seines Neffen. Und so stand ich nun am Schiffsrand auf meinem Weg ins Morgenland.“

Die Reise wurde zum Wendepunkt im Leben des Zweiundzwanzigjährigen. „Ich stand Angesicht zu Angesicht einem mir gänzlich neuen Lebensgefühl gegenüber. Ein warmer menschlicher Hauch schien aus dem Blute der arabischen Menschen in ihre Gedanken und Gebärden zu strömen; da war nichts von jenen schmerzlichen, schmerzhaften Seelenspaltungen zu sehen, jenen Gespenstern der Angst, Gier und innerer Verdrängung, die das europäische Leben so häßlich und hoffnungsarm machten. In den Arabern begann sich mir etwas zu offenbaren, wonach ich immer unbewußt gesucht hatte: eine gefühlsmäßige Unmittelbarkeit in allem Erleben, eine instinktive Offenheit für alle Fragen des Daseins – eine Vernunft des Herzens, möchte man beinahe sagen.“

Schicksal, Zufall? Er wurde wieder Journalist. „Ich schrieb einen Aufsatz über meine Eindrücke in Palästina und schickte Durchschläge davon an zehn deutsche Zeitungen mit dem Angebot, regelmäßig über den Nahen Osten zu berichten. . . . Nur ein einziges der zehn Blätter nahm, offenbar von meinem Aufsatz beeindruckt, meinen Vorschlag an, ernannte mich zum Sonderberichterstatter im Nahen Osten und legte gleichzeitig einen Vertragsentwurf bei über ein Buch, das ich nach meiner Rückkehr schreiben sollte. Dieses Blatt war die Frankfurter Zeitung. Ein Haken war ja nun doch dabei. Infolge der Inflation war auch die Frankfurter Zeitung nicht in der

Lage, meine Arbeit in englischen Pfunden zu bezahlen. Das Honorar, das man mir mit einer gewissen entschuldigenden Geste anbot, sah sehr ansehnlich in deutscher Währung aus, aber ich wußte sehr wohl – ebenso wie die Redaktion –, daß es kaum ausreichen würde, das Briefporto für meine Artikel zu bestreiten.“

Der Reporter reiste, zu Fuß, zu Pferd, auf schwankenden Dromedaren. Ägypten, Syrien, Transjordanien, Persien. Er ritt nach Afghanistan, durch die Wüste Saudi-Arabiens. Seine Artikel machten ihn nicht nur in Deutschland bekannt, auch die arabische Presse druckte sie nach. Er lernte Arabisch und Persisch und begann, den Koran und die islamischen Autoren zu studieren. Und 1926, in Berlin, entschloß er sich zu einem damals höchst ungewöhnlichen Schritt: Er konvertierte zum Islam.

„Ich kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß auf jener Zeitstufe meines Lebens das Problem des Islam meine Gedanken bis zum Ausschluß aller anderen Probleme beherrschte. Vorbei war die Zeit, da ich mich mit dieser Lehre nur nebenbei beschäftigte und mich sorglos der Anziehung hingab, die eine fremdartige Weltanschauung und Kultur auf meinen Geist ausübte: denn nunmehr war meine Beschäftigung mit dem Islam zu einem leidenschaftlichen Suchen nach Wahrheit geworden. Im Vergleich zu diesem Suchen war sogar die abenteuerliche Erregung der letzten zwei Jahre vollkommen verblaßt – so sehr verblaßt, daß es mir schwerfiel, mich zum Schreiben des neuen Reisebuchs aufzuraffen, auf welches die Frankfurter Zeitung Anspruch hatte. Der Gedanke an das Buch wurde mir nach und nach verhaßt. Es lag mir eben viel mehr daran, neue Entdeckungen zu machen, als die alten zu beschreiben.“

So kam es zum Bruch mit der Frankfurter Zeitung. Der Mann mit dem neuen Namen fuhr zurück in den Orient und schrieb fortan für die „Neue Zürcher Zeitung“, den holländischen „Telegraaf“ und die „Kölnische Zeitung“ – unter dem Namen Weiß-Asad.

Frau Pola Hamida holt das Fotoalbum, das sie – als sie die alten Negative gefunden hatte – für ihren Mann zusammenstellte. Lehmpaläste, der Autor in Araberkleidung, seine Beduinenfrau mit und ohne Schleier, viele berühmte Herrscher des Orients, die längst Geschichte sind: Abd al-Aziz Ibn Saud, Feisal, sein Sohn und Nachfolger, der Große Senussi, Reza Chan, der spätere Schah von Persien. Eigentlich, wenn man sein Leben betrachtet, müßte er so berühmt sein wie Lawrence von Arabien. Liegt es am Na-

men? „Na ja“, sagt Muhammad Asad lächelnd, „Lawrence hatte einen guten Biographen – Lowell Thomas hat ihn berühmt gemacht.“ Lawrence ist ein englischer Mythos geworden. Wenn er auch Freund der Araber war, ist er doch immer ein Engländer geblieben. „Und ich – ich bin ins andere Lager gewechselt.“

Fortan war er ein Mann der islamischen Welt. Abd al-Aziz Ibn Saud, der neue König von Saudi-Arabien, schenkte ihm Vertrauen und Freundschaft. Sechs Jahre in Riad und Medina, lange Ritte durch die Wüste machen ihn zum Araber: Er kleidet sich wie ein Beduine, er spricht das Arabisch der Beduinen, hat in Medina Frau und Kind. 1929 ritt er, Geheimagent Seiner arabischen Majestät, nach Kuwait: Die Engländer, fand er heraus, unterstützten den Aufstand der Beduinen im Norden des Landes gegen die Zentralgewalt des Königs; in Kuwait landeten Maria-theresientaler und Gewehre. Die Engländer wollten Abd al-Aziz schwächen: Sie planten eine Flottenbasis am Persischen Golf und eine Eisenbahnlinie von Haifa nach Basra. Eine Artikelserie von Muhammad Asad ließ diese Pläne platzen. Eine andere lebensgefährliche Mission scheiterte: Der Große Senussi, der in Medina lebte, schickte den jungen Muslim durch Britisch-Ägypten nach Libyen, wo die Senussi-Bruderschaft verzweifelt gegen die italienischen Invasoren kämpfte. Der Bote kehrte, gejagt von den Italienern, unverrichteterdinge heim. Die Guerillakämpfer starben, von allem Nachschub abgeschnitten, in den Konzentrationslagern, an den Galgen der Italiener. Eine fast vergessene Episode. Auch ein Schlüssel zum Charakter der libyschen Politik?

Das Bild des Königs Abd al-Aziz Ibn Saud hat einen Ehrenplatz im Wohnzimmer. „Als König Feisal, Ibn Sauds Sohn, ermordet wurde“, sagt Frau Pola Hamida, „da habe ich meinen Mann das einzige Mal weinen sehen.“

Und warum wurde er Muslim? War es die Faszination des Orients? „Da will ich Ihnen“, sagt Muhammad Asad, „eine Geschichte erzählen. Im Zweiten Weltkrieg war ich in Indien interniert, ich war der einzige Muslim unter dreitausend Nazis und hundert Antifaschisten. Eines Tages, im Lager, kam ich mit dem Prinzen Löwenstein ins Gespräch, der ein Jesuit war und Missionar. Sie sind als Jude geboren, sagte er mir, und eigentlich wäre der nächste Schritt gewesen, Christ zu werden. Ober mir eine Frage beantworten könne, sagte ich: Was ist die Trinität? O, sagte der Prinz, das ist ein Mysterium; wenn Sie den Glau-

ben erreichen, dann wird es Ihr Herz verstehen... Sehen Sie, deshalb wurde ich Muslim. Der Islam sagt: Benutze deinen Verstand, und du wirst den Glauben finden.“ Über sein Lebenswerk, die Übersetzung des Korans, hat er geschrieben: li-qawmin yatafakkurun – für Menschen, die denken. Und die Sufis, die Mystiker? „Mystik heißt religiöses Denken und Fühlen vertiefen. Aber das Gefühl ist nicht die Basis, sondern der Verstand.“

Bis hierher hat Muhammad Asad seine Lebensgeschichte selbst aufgeschrieben, nur das erste Kapitel eines langen Lebens. Sein biographisches Buch „The Road to Mecca“ beginnt in Lemberg und endet in der Heiligen Stadt, die das Zentrum der islamischen Welt bedeutet. Er ist zweiunddreißig Jahre alt, als er Arabien verläßt – und doch wirkt das Buch merkwürdig abgeschlossen, so, als habe er sein Ziel erreicht. „Er ist ein Beduine“, sagt Frau Pola, „wir sind immer gewandert.“

Er muß, so unstat sein Leben war, eine Begabung haben, feste Freundschaften zu schließen. Seinen saudischen Freunden blieb er sein Leben lang verbunden. In Lahore – „ich wollte ein Jahr nach Indien, in Medina hatte ich viele indische Muslime kennengelernt“ – traf er Muhammad Iqbal, den Dichter, den Pakistan heute als geistigen Vater verehrt; und wieder bestimmte ein Freund seinen Lebensweg. Iqbal, überrascht von dem scharf diskutierenden jungen Muslim, überredete ihn, in Lahore zu bleiben und der Sache des Islam zu dienen. 1933 erschien „Islam at the crossroads“, ein Buch, das den Muslimen – und nicht nur denen Indiens – einen klaren Spiegel vorhält, harte Wahrheiten und doch die Weisung eines neuen Wegs.

Die islamische Gemeinschaft sei erstarrt, schreibt Asad, der Löwe; sie könne die Anregungen einer technisch überlegenen Zivilisation, nämlich der des Westens, aufnehmen, aber sie müsse zu ihren eigenen Wurzeln zurück, um die Dekadenz zu überwinden. Der Prophet Muhammad habe gefordert, das Wissen zu suchen; das Prinzip des idschtihad, der Anstrengung des eigenen Urteils, habe die große arabische Zivilisation begründet. Europäisches Denken, das Zeitalter der Wissenschaft, das bis heute dauert, wäre ohne die Anregung der Araber nicht geboren worden. Daß die europäische Renaissance sich aus den Fesseln der mittelalterlichen Kirche befreite, verdankte sie – kühn gefolgert – dem Islam: denn die Wissenschaft der Araber und Perser hat ihre Wurzeln in der Lehre des Propheten. Erst die nachfolgenden Jahrhunderte, als die Abbassiden und Mamluken herrschten,

haben das „Tor des idschtihad“ geschlossen, das Prinzip des taqlid, der blinden Nachahmung ohne eigenes Urteil, habe regiert und die Dekadenz der islamischen Welt bewirkt. „Die Übel der westlichen Zivilisation zurückzuweisen, ist eine Sache, ihre Wohltaten anzunehmen, eine andere“, so hat Muhammad Asad später der Zeitschrift „Arabia“ gesagt; „ich wäre wohl nie ein Muslim geworden, hätten die Schulen Europas nicht meinen Verstand geschult.“

Muhammad Asad, so schrieb ein Kritiker seines Buchs, sei gegen die „Misters“ und gegen die „Mullahs“. In der Tat hat er damit den wunden Punkt getroffen: Bis heute sucht die islamische Welt diesen engen Weg, der zwischen zwei Klippen, zwei Ungeheuern hindurchführt und Rettung verheißt. Die „Misters“ öffnen sich der Verwestlichung und geben damit ihre Wurzeln auf – die Mullahs halten die Wurzeln fest, aber sie erstarren. Die „Misters“ – Bhutto in Pakistan, oder der Schah von Persien – sind bis heute gescheitert; die starren Mullahs, wie in Chomeinis Iran, bieten auch keine zukunftsverheißende Perspektive. Der richtige Weg führt durch die Mitte – auch das ist eine Weisheit des Korans, eine Weisung für „Leute, die denken“, li-qawmin yatafakkurun.

1946 ging Asad nach Kaschmir und gründete eine Zeitschrift, die er selber schrieb: Sie hieß „Arafat“ wie die Ebene vor den Toren Mekkas, wo die Pilger in riesigen Lagern die Nacht verbringen. 1947 entstand Pakistan, der einzige moderne Staat, der auf dem Fundament des Islam neu gegründet wurde. In den blutigen Wirren, die die Teilung Britisch-Indiens begleiteten, wurde auch die Bibliothek des Gelehrten zerstört: Die Übersetzung des Hadith des Buchari, jener monumentalen Sammlung von Aussprüchen des Propheten, wurde nie beendet. Der Gelehrte, der einmal Reporter war, geriet in die Politik. Die Regierung berief ihn ins „Department of Islamic Reconstruction“, die Behörde, die dem neuen islamischen Staat seine ideologischen Fundamente bauen sollte.

Er habe ein paar Jahre vergessen, sagt Muhammad Asad, von 1939 bis 1945 habe er im Internierungscamp gesessen. „Ich war der einzige Muslim, und die islamischen Soldaten, die mich bewachten, wollten mich entkommen lassen, aber ich lehnte ab.“ Und was hat er gemacht, im Lager, sechs Jahre lang? „Nichts. Wir hausten in Siebzigmann-Baracken, was wollen Sie da machen? Einmal, an Weihnachten,

ASAD

haben wir uns mit den Faschisten geprügel – wir haben gewonnen, weil wir nüchtern waren und sie betrunken.“

Sechs Jahre – „die besten Jahre eines Mannes“, sagt Frau Pola. Ein schwarzes Loch in einer farbenreichen Biographie: „Wir haben das vergessen.“ Das schwarze Loch: Vergessenes-Verdrängtes, aufblitzende intensive Erinnerungen, die zurücksinken in das gnädige Dunkel. „Mein Vater verschwand in Theresienstadt. Ich hatte ihm, nach dem Anschluß, ein Visum nach Pandschab besorgt, aber er wollte nicht ohne seine Tochter fliehen. Als ich meiner Schwester auch ein Visum schickte, verlor sie den Brief. Sie starb in Auschwitz.“

„Erzähl die Geschichte mit dem Öl“, sagt Frau Pola. „Ach ja, die Engländer warfen mir vor, ich hätte – als Vertrauter von Ibn Saud – den Amerikanern und nicht den Engländern die Öl-Konzession verschafft – alles Unsinn.“ „Dann wären wir heute Millionäre“, sagt Frau Pola.

1949 wechselte Muhammad Asad in den diplomatischen Dienst Pakistans: Er übernahm, versteht sich, die Abteilung Middle East. 1950 kehrte er zu Besuch nach Arabien zurück. „Es gab noch kein Paßgesetz, ich weigerte mich, mit einem britischen Paß zu reisen, und bekam den allerersten pakistani-schen Paß.“ Bis dahin hatte er einen alten österreichischen Paß. Die schriftliche Aufforderung des deutschen Konsuls, Großdeutscher zu werden, hatte er, gleichfalls schriftlich, mit „Götz von Berlichingen“ quittiert. 1952 schickte ihn Pakistan als Gesandten nach New York zur Uno. Als Chairman der „Commission of Non-Selfgoverned territories“ tritt er für die Unabhängigkeit Tunesiens. Burgiba hat ihn später als Staatsgast eingeladen.

In New York beginnt das dritte Kapitel im Leben des Muhammad-Asad-Leopold-Weiß. Er begegnete Pola. Die Amerikanerin war Muslima geworden, schon ehe sie den Diplomaten kannte. „Er faszinierte mich“, erinnert sie sich „durch seine Brillanz.“ Seine arabische Frau, die in Pakistan lebte, ließ sich scheiden; das pakistanische Außenministerium verweigerte die Zustimmung zur Heirat. Asad entschloß sich schnell – wie schon oft im Leben: Er verließ den diplomatischen Dienst und begann wieder zu schreiben.

In neun Monaten entstand „The road to Mecca“, die Geschichte seiner Jugend und seiner Bekehrung.

Das Buch war ein Erfolg, und nicht nur in den Ländern des Islam. „Allah allein weiß“, schrieb die Zeitschrift „Arabia“ dreißig Jahre später, „wie viele andere Konvertiten auf dem Weg der Gläubigen folgten, dank diesem aufrüttelnden Buch.“ Zwölf Übersetzungen: ins Japanische, Malaiische, Serbokroatische und neun andere Sprachen; die Verfilmung, mit Gregory Peck als Muhammad Asad, blieb ein Plan. Gottfried Beermann-Fischer, der Verleger, dem der Autor in New York begegnete, lud ihn ein, die deutsche Version in Deutschland zu schreiben. Ein Jahr lang lebte Leopold Weiß-Asad mit Frau Pola in Badenweiler, im Haus der Annette Kolb.

Der Schwarzwald hielt ihn sowenig wie Frankfurt: Wieder lockte das Morgenland, so unromantisch es auch war: Zwei Jahre Beirut, wo er „The Principles of State and Government in Islam“ schrieb, eine brillante Theorie des islamischen Staates, die auf die Wurzeln zurückgeht, auf Koran und Sunna. Ein Jahr lang wieder in Pakistan, dann noch einmal der Versuch, nach Europa zurückzufinden, zu seinen eigenen Wurzeln: sechs Jahre in der Schweiz. Hier begann er sein größtes Werk, die Übersetzung des Korans ins Englische. „Ich habe zwei Jahre gerechnet, dann wurden es siebzehn Jahre, man gräbt tiefer und tiefer.“

Ein bescheidenes Wort zu einer großen Arbeit. Wer dieses Buch nur anblättert, diese tausend dichten Seiten, mag denken: Na gut, eine von fünfundachtzig englischen Übersetzungen – aber dann verliert er sich in der Fülle der Kommentare, in einem Reichtum des Denkens, das eine Brücke zwischen zwei Welten baut. Asad hat nicht nur die Autoritäten zu Rate gezogen, von Buchari, Ibn Ruschd bis zu Muhammad Abduh, er hat auch diese vertrackte Sprache an ihrer Quelle gelernt: bei den Beduinen der arabischen Wüste.

„Alle Übersetzer“, schreibt er im Vorwort, „waren Leute, die ihr Arabisch durch akademisches Studium lernten, d. h. aus Büchern. Aber das Arabisch des Korans ist die Sprache eines Volkes mit jenem seltsamen Sprungdenken, das die Wüste und ihre Weite inspiriert, die Sprache von Leuten, deren geistige Bilder, schnell und unvermittelt, von Assoziation zu Assoziation fliegen, eine Sprache, die mehr die elliptische Auslassung benutzt als Gedankenfolgen, die sich langsam der Idee nähern, die sie ausdrücken wollen.“

Jede Übersetzung einer solchen Sprache wird in sich selbst schon

Deutung. Den berühmten Vers 190 in der 2. Sure Al Baqarah – um nur ein Beispiel zu geben – übersetzt Asad so: „And fight in God's cause against those who wage war against you, but do not commit aggression – for, verily, God does not love aggressors.“ Die älteste Stelle, die sich auf den Begriff des dschihad bezieht – den Begriff, der im Westen so oft mißverstanden wurde, aber nicht nur im Westen –, wird damit eindeutig definiert: als Verbot des Angriffskrieges, als Gebot der Verteidigung.

Asad entdeckt den Schlüssel zum Verständnis dieses großen und rätselhaften Buches in der Sure Al'Imran, Vers 7: „Er, der Allmächtige, hat euch die göttliche Schrift herabgesandt – eine Schrift, die klare, durch sich selbst verständliche Zeichen enthält – und sie sind die wesentliche Botschaft der göttlichen Schrift – und andere, die gleichnis-hafte Bilder sind. Die, deren Herzen von der Wahrheit abschweifen, folgen den vieldeutigen Allegorien, stiften Verwirrung, indem sie Bedeutungen auf ihre Weise suchen. Aber Gott allein weiß um den wahren Sinn.“

„Es ist dieser Vers“, kommentiert Asad, „der, in einem absoluten Sinn, den Schlüssel darstellt zum Verständnis der koranischen Botschaft, der das Ganze den 'Leuten, die denken' zugänglich macht.“

Die „eindeutigen Zeichen“ (ayat muhkamat) lassen nur eine Deutung zu, die Allegorien (ayat mutashabihat) aber drücken das aus, was jenseits der menschlichen Erkenntnis liegt. „Es ist dieses Konzept, das die Grundlage bildet für das Verständnis des Korans und des Prinzips der Religion überhaupt: denn alle religiöse Erkenntnis baut auf der Tatsache auf, daß nur ein schmaler Ausschnitt der Realität menschlichem Denken und menschlicher Phantasie zugänglich ist und daß der größere Teil sich seinem Verstehen verschließt.“

Asad betont immer wieder die Vernünftigkeit des Islam: „Sehr wahrscheinlich ist der Koran im Westen hauptsächlich deshalb mißachtet worden, weil er sich in einem Aspekt von allen anderen Heiligen Schriften unterscheidet: Er betont die Vernunft als einen Weg zum Glauben, und er behauptet die Untrennbarkeit der geistigen und der physischen Sphäre in der menschlichen Existenz.“

„The message of the Qur'an“ erschien 1980, also im achtzigsten Lebensjahr des Autors – die Krönung eines Lebenswerks, das mit Reisebildern begann, auf der ersten Seite der „Frankfurter Zeitung“. Der Reporter sieht, der Politiker tut, der

Weise versteht: drei Kapitel eines Lebens. Lawrence verblaßt.

Vierzehn Jahre in Tanger, vier Jahre in Portugal – dann, 1987, zieht er nach Marbella, wo die Araber im Sommer wohnen.

Als ich ihn besuchte, war er gerade wieder umgezogen, in das weiße Dorf, dessen Namen wir nicht nennen: Der Mann will seine Ruhe.

In einem seiner Essays spricht er vom „mutual distrust“ zwischen Arabern und Europäern, vom gegenseitigen Mißtrauen. Er erklärt es sofort: „Es stammt noch aus der Zeit der Kreuzzüge. Der Europäer begegnet anderen fremden Religionen, etwa dem Buddhismus, ohne Vorurteile, die Abneigung gegen den Islam aber steckt tief in seinem Unbewußten.“ Liegt es nicht auch am Charakter der Araber, den wir Europäer nur schwer verstehen? Araber sind, zumal im Umgang mit Journalisten, oft verschlossen und unzugänglich. „Nein, nein, Araber sind offen und gutmütig“, sagt Asad, er habe sich nirgends so zu Hause unter Freunden gefühlt wie in Saudi-Arabien.

Damals, werfe ich ein, gab es noch keine Terroristen, keine fanatischen Kampforganisationen wie Hisb Allah oder Dschihad-al-islami. Ist es nicht begreiflich, daß die Leute des Westens vor Chomeini erschrecken? „Chomeini hat für den Islam das getan, was Hitler für Deutschland getan hat“, sagt Muhammad Asad. Er lächelt: „Er ist übrigens mein Jahrgang.“

Er nimmt die Brille ab: „Haben Sie Koestler gelesen – den Dreizehnten Stamm? Koestler hat behauptet, die Aschkenasim, die Ostjuden, stammten überhaupt nicht von den Juden ab, sondern von den Chasaren, den Nachkommen eines Turk-Stamms aus den Steppen Zentralasiens, von wo auch die Mongolen kamen. Schauen Sie mich an...“ Das Alter hat die Züge schärfer gemeißelt, die Backenknochen treten hervor, die Augen liegen in schmalen Schlitzten. „Und wenn Sie von Fanatismus reden, der Koran sagt klar, in der zweiten Sure: Wir haben gewollt, daß ihr ein Volk des mittleren Weges seid. Die Sunna verbietet tafrit und ifrat, das Übermaß zum Kleinen wie zum Großen. In der Sunna heißt es auch: Gott hat das Leichte für euch gewollt und nicht die Härte.“

Am Abend, bei einer Mousse au chocolat in der Dorfkneipe, verfällt er in Schweigen. „Sag was“, sagt Frau Pola. „Ich überlege“, sagt der alte Beduine leise, „ob wir nicht wieder umziehen...“

Es ist doch zu einsam in dem weißen Dorf, unter all den turistas residentes. ○

Alle Bücher sind in folgendem Verlag von Asad erschienen:

Dar-al-Andalus
3 Library Ramp
Gibraltar